

Eisler, Rudolf

Soziologie. Die Lehre von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft

Leipzig (J. J. Weber) 1903

I - VIII + 1 – 305 Seiten]

Daraus:

Titel, Vorwort, Inhalt (I-VII)

§ 15 Individual- und Gesamtbewußtsein (89-98)

§ 20 Sitte und Brauch (136–145)

V.

Vorwort

Die vorliegende Soziologie enthält weniger ein abgeschlossenes, in allen Teilen durchgeführtes System als die *Grundlegung* und den *Grundriß* zu einer Gesellschaftsphilosophie. Und zwar kam es dem Verfasser, im Unterschiede von vielen anderen Autoren, in erster Linie auf das *Theoretische* dieser Disziplin an. Fragen praktisch-sozialer, sozialpolitischer Art (1) sind daher nur gestreift worden. Dem Zwecke des Buches entsprechend, mußte sich der Verfasser der Hypothesen und geschichtsphilosophischen Konstruktionen sowie einer ein gewisses Maß übersteigenden philosophischen Subtilität möglichst entschlagen, obgleich er die Überzeugung hegt, daß die Soziologie eine wahrhaft philosophische Wissenschaft ist oder sein kann; doch mußte, schon wegen des verhältnismäßig geringen Umfangs des Buches, das erkenntnistheoretische Moment, welches in der Soziologie eine nicht unwesentliche Rolle spielt, gegenüber dem *psychogenetischen* Verfahren und der Darelegung der *Tatsachen* etwas zurücktreten.

Die allgemein-soziologische Literatur ist wohl in hinreichend vollständiger Weise (abgesehen von Einzelabhandlungen in Zeitschriften) zusammengestellt. Eine Reihe von *Zitaten* dient hauptsächlich dazu, den Standpunkt und die Gedanken des Autors teils von anderer Seite oder in anderen Worten zu illustrieren, teils zu ergänzen.

Möge die „Soziologie“ viele zum Studium der sozialen Tatsachen anregen!

(1) Vergl. darüber M. Haushofer, Der moderne Sozialismus, Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Der Verfasser

VII

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.

- § 1. Gegenstand und Aufgabe der Soziologie (3)
- § 2. Methode der Soziologie (4)
- § 3. Verhältnis der Soziologie zu anderen Disziplinen (6)
- § 4. Möglichkeit der Soziologie. Soziale Gesetzmäßigkeit (12)
- § 5. Bedingungen der soziologischen Forschung (16)
- § 6. Übersicht über die soziologische Literatur (17)

Erster Teil. Allgemeine Soziologie.

- § 7. Begriff der „Gesellschaft“ (37)
- § 8. Gesellschaft und Organismus (40)
- § 9. „Ursprung“ der Gesellschaft (45)
- § 10. Assoziation und Dissoziation (50)
- § 11. Individuum und Gesamtheit (53)
- § 12. Soziale Kausalität (61)
- § 13. Der Zweck im sozialen Leben (soziale Teleologie) (74)
- § 14. Sozialauslese (81)
- § 15. Individual- und Gesamtbewußtsein (89)

Zweiter Teil. Spezielle Soziologie.

A. Soziale Gebilde.

- § 16. *Sprache* (99)
- § 17. Mythos und Religion (106)
- § 18. Wissenschaft und Philosophie (119)
- § 19. Kunst (127)
- § 20. Sitte und Brauch (136)
- § 21. Sittlichkeit (145)
- § 22. Recht (153)
- § 23. Eigentum (180)
- § 24. Wirtschaft (185)

B. Soziale Verbände.

- § 25. Familie und Ehe (207)
- § 26. Vorstaatliche Verbände (Horde, Gens, Stamm) (236)
- § 27. Soziale Differenzierung, Stände- und Parteienbildung (244)
- § 28. Der Staat (271)

Namenregister (293)

Sachregister (297-305)

89

§ 15.

Individual- und Gesamtbewußtsein. (89–98)

Die moderne Psychologie erblickt in der *Seele*, im *Ich* nicht mehr eine selbständige, vom Leibe und von den einzelnen psychischen Vorgängen verschiedene *Substanz*, die nur in

90

ihren Zuständen, nicht aber in ihrem innersten Wesen erfahrbar sein soll. Vielmehr versteht man heute, in der „Aktualitätstheorie“, unter *Seele*, *Ich*, *Bewußtsein* den stetigen, zur Einheit sich verbindenden Zusammenhang der psychischen Erlebnisse (Empfindungen, Gefühle, Strebungen, Denkhandlungen) selbst. Das Ich ist also einzig und allein in der Verbindung seiner Erlebnisse gegeben, es existiert nicht außer und getrennt von diesen, geht ihnen nicht in der Zeit voran. Die „Seele“ eines Menschen ist der Inbegriff alles dessen, was von ihm psychisch erlebt wird, sofern es sich zu einer Einheit immer wieder verknüpft, ohne jemals als absolut beharrendes, ruhendes Sein zu bestehen. Aber die Seele, das Bewußtsein, ist doch andererseits *mehr als bloß die Summe*, als *Aggregat* von Empfindungen und Gefühlen. Im Psychischen geht ein Zustand aus anderen, vergangenen hervor, treibt wiederum neue Erlebnisse (durch Reize veranlaßt) heraus, so daß ein Vorgang sich stetig an den andern anschließt. Durch den *Kausalnexus*, der zwischen den Bestandteilen des Bewußtseins besteht, kommt es zu einem Bewußtseinsverlaufe, in dem ein Glied durch die andern, schließlich durch die *ganze Vergangenheit des Bewußtseins* bedingt ist. Auf Grund dieser inneren Verbindung, des stetigen Zusammenhanges vergangener mit gegenwärtigen Bestandteilen der Psyche stellt sich während des Lebens immer wieder die Einheit derselben her.

Jedem einzelnen psychischen Vorgang gegenüber stellt das Ichbewußtsein ein *übergeordnetes Ganzes* dar, von dem jedes Teilbewußtsein abhängig ist, wiewohl das Ganze ein *Resultat* der psychischen Einzelfunktionen ist. Aber diese bekunden eine Kausalität *schöpferischer* Art, insofern aus der Verbindung psychischer Elemente Gebilde entstehen, deren Eigenschaften in den Bestandteilen, aus denen sie sich aufbauen, noch nicht enthalten sind.

Wie durch die Verbindung der einzelnen Inhalte des Individualbewußtseins eine Reihe von Gebilden entstehen, die mehr sind als die bloße Summe von Elementen, schließlich

91

aber aus diesen ein höchstes, umfassendes, das Ichbewußtsein resultiert, so gibt es auch innerhalb einer sozialen Gemeinschaft einen *Zusammenhang* und eine *Wechselwirkung* von Vorstellungen, Gefühlen, Wollungen der Individuen, woraus Gebilde hervorgehen, die weit über das hinausgreifen, wozu sich in den einzelnen

die *Anlagen* finden (1). Das Produkt dieser Wechselbeziehungen zwischen den Gliedern einer Gemeinschaft sind Sprache, Mythos, Religion, Sitte, Recht, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Technik, Verkehr, kurz der Inbegriff aller Kulturfaktoren. Eine Summe isoliert lebender Individuen hätte diese geistigen Gebilde niemals erzeugt, erst die Gemeinschaft der einzelnen, die Verbindung ihres Denkens, Fühlens und Wollens zu einem *Gesamtbewußtsein*, einem *Gesamtwillen* ermöglicht die Entwicklung einer Kultur.

Das „Gesamtbewußtsein“ (Kollektivbewußtsein), das muß ausdrücklich bemerkt werden, ist kein mythisches oder metaphysisches Wesen außerhalb der Verbindung der Einzelseelen. Es ist keine „Substanz“, sondern *besteht nur in dem lebendigen Zusammenhange, der aus der Wechselwirkung der Individuen entspringt* und als solcher natürlich ebenso „real“ ist wie jeder seiner Bestandteile. Das Verhältnis der Individuen zum „Gesamtgeist“ ist derart, daß jene in ihrer Vereinigung und Wechselwirkung selbst die Kräfte darstellen, vermittelt welcher das Gesamtbewußtsein sich in seinen mannigfachen Gebilden verwirklicht. Die einmal erzeugten *Gebilde* aber bleiben nicht ohne Einfluß auf die Träger des Gesamtbewußtseins, die Individuen, im Gegenteil, sie erweisen sich als *objektive Mächte*, die jeden einzelnen von seiner Geburt an ergreifen und nach ihren Intentionen zu gestalten suchen (vergleiche *Wundt*, System der Philosophie S. 620ff.). Treffend bemerkt *P. Barth*: „Jede Veränderung einer Gesellschaft muß notwendig auch eine solche

(1) *Wundt*, System der Philosophie 2. Aufl. S. 611 ff., Völkerpsychologie 12 S. 9ff.

92

im Bewußtsein der sie bildenden Individuen erzeugen, ihre geistige Konstitution beeinflussen. Dieser neu erzeugte Geist ist wiederum ein anderer Elementarbestandteil, ein anderer Baustein für die Gesellschaft als der bisherige Geist und muß notwendig sein Wesen in einer neuen, von ihm ausgehenden Modifikation der Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Die Weiterbildung der Gesellschaft also erzeugt auch eine Umbildung des menschlichen Typus, und diese wieder trägt bei zu neuer Modifikation des gesellschaftlichen Zusammenwirkens“ (Die Philosophie der Geschichte als Soziologie I S. 10). Die Summe aller Gebilde des Gesamtbewußtseins ist es eben, was die geistige „Umwelt“ bildet, aus der heraus und in die hinein wir wachsen, und aus welcher sich nur die wenigsten merkbar herausdifferenzieren. Diese Gebilde, deren Zusammenhang den „*objektiven Geist*“ ergibt, stehen nicht bloß mit den Individuen, sondern *auch untereinander* in Wechselwirkung, die Veränderung eines Gebildes aus inneren und äußeren Ursachen bedingt eine mehr oder weniger starke Modifikation anderer Gebilde. So z. B. sind regelmäßig erhebliche Änderungen in der Art der Wirtschaft, in der Produktionsform von Modifikationen des Rechts begleitet, der Fortschritt der Wissenschaften pflegt allmählich die religiösen Anschauungen zu beeinflussen, die Entwicklung des Verkehrs bleibt nicht ohne Folgen auf die Lebensführung und die sittlichen Vorstellungen etc.

Alle Gebilde des Gesamtbewußtseins sind *sozialen* Ursprungs, insofern erst die

Gemeinschaft sie gezeitigt hat. Vor allem ist deren Differenzierung und Entwicklung nur in der Gesellschaft, *durch Organisation aller verfügbaren Kräfte* möglich. Zugleich stellen diese Gebilde aber schon *Bedingungen* der sozialen Organisation dar, insbesondere ist ohne irgend eine Sprache ein Zusammenwirken der Individuen, das nur ein wenig über das instinktmäßige Aneinanderschließen und die wechselseitige Unterstützung hinausgeht, nicht denkbar. Daher müssen wir die Anlagen zur Sprache, die Keime und Wurzeln derselben schon bei den

93

Individuen suchen und in deren übrigen Trieben die Urpotenzen der anderen Gebilde des Gesamtbewußtseins entdecken, ohne die sozialpsychische durch die rein individualpsychologische Betrachtung ersetzen zu können. Die *Sozialpsychologie* hat die Aufgabe, zu zeigen, wie aus den Wechselbeziehungen des Einzelbewußtseins die Gebilde des Gesamtbewußtseins entstehen, auf welchen Gesetzen und auf welcher Kausalität die Entstehung derselben beruht, und wie das Individualbewußtsein vom „Gesamtgeist“ abhängig ist. Die soziale Bedingtheit alles Psychischen ist nicht zu verkennen, auch wenn man anerkennt, daß die Sozialpsyche, die „Volksseele“ oder der „Volksgeist“, aus den Betätigungen von Individualkräften entspringt, wobei aber zu beachten ist, daß von Anfang an eine *überwiegende Gleichheit* des Inhaltes des Einzelbewußtseins gegeben ist, die erst später einer zunehmenden Verschiedenheit Platz macht. Nach *Wundt* beruhen „gerade die alle wichtigeren Lebensinteressen umfassenden Formen der Gemeinschaft ursprünglich auf einer Übereinstimmung der Vorstellungen, Gefühle und Willensrichtungen, die ihnen eine allen Einzelbestrebungen vorangehende Bedeutung verleiht“. „Darum ist von Anfang an der einzelne in weit höherem Maße durch die Gemeinschaft, als diese durch den einzelnen bestimmt“ (System der Philosophie S. 721 ff.). Die Einheit der Abstammungen und der Lebensbedingungen bedingt gleichartige Bedürfnisse, Interessen, Gesinnungen, Anschauungen und Willensakte. (*Ratzenhofer* z. B. sieht im „Sozialwillen“ eine zusammenfassende Kraft, die Resultierende aller vorhandenen Triebe; Die soziol. Erkenntnis S. 285 ff.) Zu diesem primären kommt als sekundärer Faktor die *Nachahmung*, die, wiederholt geübt, die Mitglieder der Gesellschaft einander annähert. In der verschiedensten Form findet sie statt, teils *unbewußt*, teils *bewußt*, bald *unwillkürlich*, bald *beabsichtigt*, als Mittel zum Zweck, d. h. aus Rücksicht auf den Nutzen gewisser Handlungen oder aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, aber auch als Selbstzweck, aus Lust an der eigenen

94

„Gleichmacherei“ (vergleiche *Vierkandt*, *Gabriel Tarde* und die Bestrebungen der Soziologie, Zeitschrift für Sozialwissenschaft Jahrgang II 1899 S. 575f.). Ist doch der Trieb zur Nachahmung ein *fundamentaler*; die Wahrnehmung einer Handlung, einer Bewegung bringt, oft nur ganz dunkel bewußt, die Tendenz nach Ausführung der gleichen Bewegung oder Handlung mit sich, um so lebhafter, je weniger das Individuum es gelernt hat, Herr über seine Triebe zu werden, am

meisten also bei Kindern, „Wilden“, Ungebildeten. Das Kopieren Höhergestellter seitens sozial Geringerer, das Nachahmen der Tracht, der Rede, des Benehmens, der Laster, weniger schon der Tugenden der „Vornehmen“ ist bekannt. Eitelkeit, Ehrgeiz, Höherhinauswollen, Machtwille, Bewunderung, Einbildung, man werde schon durch das Imitieren der Äußerlichkeiten den „Höheren“ gleich, treiben zur Nachahmung. Übrigens hat diese nicht selten die Wirkung, daß durch Annahme der Tracht etc. der oberen Klassen seitens der tieferstehenden diese in der sozialen Achtung etwas steigen, was freilich meist die höheren Stände zum Aufgeben der von den unteren nachgeahmten Besonderheiten oder zur Annahme neuer veranlaßt. So zeigt besonders die *Mode* einen beständigen Wettbewerb der verschiedenen Gesellschaftsklassen derart, daß hier wie auch sonst die Nachahmung von *oben nach unten* schreitet.

Die Gebilde des „Gesamtgeistes“ sind in beständigem Flusse begriffen, sie ändern sich mit der Entwicklung desselben, aber in ungleichem Tempo und ungleichem Maße. Zeiten, in denen infolge der allmählichen Anhäufung von Variationstendenzen oder durch äußerliche Einflüsse irgendwelcher Art eine stärkere Veränderung sozialer Gebilde statt hat, wechseln mit Perioden scheinbarer Erstarrung und Stagnation. Vielfach besteht die Neigung, in den durch die Vorfahren geschaffenen Institutionen, die doch nur auf bestimmte, örtlich-zeitlich bestimmte Zwecke angelegt waren, ewige, unabänderliche, heilige Ordnungen zu erblicken, an denen nicht gerüttelt werden darf, soll nicht der Gesellschaftsbau ins Wanken

95

geraten. Es liegt diesem Konservativismus die nur übertriebene, richtige Ansicht zu grunde, daß *Kontinuität* des sozialen Lebens ein Hauptfaktor aller Kultur und alles wahren Fortschrittes ist. Alles Neue muß irgendwie an das Alte anknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart müssen sich miteinander vermählen, und das Gewordene darf nicht zerstört werden, ohne daß das Haltbare in ihm in die neuen Formen der Lebensordnung hineingenommen wurde. Wo „Umsturz“ und Revolution Platz greifen, wo also mit einem Schläge der soziale Zustand zu ändern versucht wird, ohne von der Vergangenheit zu lernen, da sind Reaktionen unausbleiblich: das organisch Gewordene beweist seine Zähigkeit und Lebenskraft und verlangt, früher oder später, sein Recht; es will und muß sich aus- und zu Ende leben, alles, was es an sozialer Zweckmäßigkeit enthält, strebt nach Erhaltung und Weiterbildung. Das gilt von politischen Institutionen ebenso wie etwa von Kunstrichtungen und Moden.

Individual- und Gesamtgeist sind nicht zwei einander fremd gegenüberstehende Wesen, sondern der erstere ist ebensowohl ein Teil und Ausschnitt des letzteren, wie dieser teils das Übereinstimmende, Gleichartige in den Einzelseelen bezeichnet, teils durch Kooperation derselben als objektiver Geist immer wieder ins Leben tritt. Er umfaßt somit alle Bewußtseinsinhalte, die erst aus den Beziehungen, die sich aus dem Zusammenleben der einzelnen ergeben, resultieren. Er beruht insoweit auf Ausbreitung von Bewußtseinsinhalten auf Gesamtheiten, auf Ausgleichung und Vereinheitlichung vieler durch deren Vergesellschaftung, wurzelt aber schon in den gleichen oder ähnlichen Anlagen,

Bedürfnissen, Trieben, Anschauungen, kurz in der *gleichartigen psychologischen Organisation* von Stammgruppen. Der „Volksgeist“ ist die Einheit und Einerleiheit des kulturellen Verhaltens, die durch die (annähernde) Homogenität einer ethnischen Gemeinschaft gegeben ist und die auch Individuen beeinflusst, die ursprünglich nicht zu ihr gehören. Wir sehen z. B. die

96

Verschiedenheit deutscher, französischer, russischer, polnischer Juden, die sich je aus der Umwelt erklären, in welcher die Mitglieder dieses Volkes leben. So mannigfaltig auch die Individualitäten, die einem Volke, einer Rasse, einem Verbands- oder Vereinsangehörigen sein mögen, sie alle weisen eine gewisse Zahl von Merkmalen auf, die sie als zu einer Einheit gehörig erkennen läßt. Diese Gleichartigkeit braucht ja nicht immer auf natürlicher Verwandtschaft zu beruhen, sie kann durch Sprache, Glauben, Sitte, Brauch zu Stande kommen, in der Nachahmung und geistigen Ernährung (Erziehung, Tradition, Bildung) ihre Quelle haben. Theorien, wie die des Grafen *Gobineau* (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen 1898, und die ähnliche *Chamberlains*), nach welcher die isoliert bleibende Rasse etwas sehr Stabiles, Unveränderliches ist und wonach jede Rassenmischung eine „Degeneration“ der Völker bedingt, sind einseitig. Es muß zwischen konstanteren und anpassungsfähigeren Rassen unterschieden werden. Eine ständige Milieuänderung, die Wechselwirkung der Rasse mit anderen Volksgeistern kann ganz erhebliche Abänderungen der „Rassenseele“ nach sich ziehen, deren Sonderheit betreffs bestimmter Anlagen, Kräfte, Neigungen nicht bestritten werden soll. Auch sind Mischungen von Rassen nicht immer schädlich, sondern zuweilen wohltätig, wenn nur die Verschiedenheit der Rassen nicht zu groß ist. Jedenfalls aber ist die Rassenanlage allein nicht die einzige Triebkraft der Geschichte (*Barth* a.a.O. S. 250 f. Den Anteil des physischen und geistigen Milieu an der Bildung und Entwicklung der Rasse betont unter anderen *C. Jentsch*, Sozialauslese S. 158ff.).

Sonderarten des Gesamtbewußtseins sind der „*Zeitgeist*“, der in den für eine Periode typischen Grundanschauungen, Grundtendenzen, Grundwertungen besteht (1), und der *Korpsgeist*, nach *Schäffle* „die gleiche Art zu empfinden

(1) Vergleiche über „Zeitgeist“ und „gesellschaftliche Apperzeption“ *Flügel*, Idealismus und Materialismus in der Geschichtswissenschaft S. 201ff. Neben dem Zeitgeist spielt auch der „Lokalgeist“ eine soziale Rolle.

97

zwischen den Angehörigen eines und desselben geschlossenen Anstaltskörpers“ (*Bau und Leben I* S. 95), der aus der dauernden Verbindung gleichartiger Interessen und Neigungen, aus dem gemeinsamen Erleben gleicher Schicksale, aus der Subordination unter das gleiche Kommando erwächst und, einmal ausgebildet, die Gleichartigkeit der Individuen erhöht. Dieser Korpsgeist bewährt sich in den mannigfachsten Gruppen, in Familien, Landsmannschaften, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Stämmen, Völkern, Nationalitäten, Staaten,

Religionen etc. Wie stark der Korpsgeist die Individualität zu beeinflussen vermag, sieht man, wenn man die Veränderungen betrachtet, die mit einem jungen Manne vorgehen, welcher Korpsstudent, Offizier und dergleichen geworden ist.

Unter der „öffentlichen Meinung“ ist die Stellung zu verstehen, welche das beurteilende, wertende Bewußtsein von Volksmassen zu Vorgängen, Handlungen nimmt, die entweder nicht im Einklang, vielleicht sogar im Widerspruch mit dem (historisch, gewohnheitsmäßig gewordenen) Fühlen und Denken der Allgemeinheit stehen oder aber so recht demselben gemäß sind. Man kann die öffentliche Meinung als das „soziale Gewissen“ bezeichnen. Es regt sich aber nicht immer, sondern nur in Fällen, wo ein Vorgang die „Schwelle“ des Sozialbewußtseins überschreitet und die sozialen Interessen wachruft. Da dies nicht in allen Individuen und Gruppen und auch nicht immer in den gleichen Schichten geschieht, so stellt die öffentliche Meinung in der Regel nur einen *Ausschnitt* aus dem Gesamtbewußtsein dar. Sie läßt sich in verschiedener Weise beeinflussen, aufstacheln, beschwichtigen, umformen, verfälschen; oft wird sie künstlich „erzeugt“. Ein Hauptreflektor, aber auch Hauptfaktor der öffentlichen Meinung ist die *Presse*. Wie sie (als Tagespresse besonders) die Stimmungen, Wünsche, Ansichten, Beurteilungen des „Publikums“ in konzentrierter Weise wiedergibt, dadurch auf einzelne wie auf Gruppen, auf soziale wie auf politische, auf wirtschaftliche, religiöse, künstlerische Zustände Einfluß ausübt, so kann sie selbst in gutem,

98

aufklärendem, fortschrittlichem Sinne, aber auch in parteilicher, tendenziöser, korrupter, demagogischer Weise die öffentliche Meinung gestalten, dirigieren. Die Presse ist allmählich zu einer Macht geworden, sie bedeutet so etwas wie eine *Organisation* der öffentlichen Meinung, und so ist die *Preßfreiheit* eine der wichtigsten Bedingungen für die Geltendmachung einer kontrollierenden und oppositionellen Funktion des allgemeinen Willens.

136

§ 20.

Sitte und Brauch (1) (136–145)

Das Wort „Sitte“ geht auf das altindische *svadhâ* zurück, das Gewohnheit bedeutet. Teils durch die *Umgebung*, die gesamten äußeren Lebensbedingungen, teils durch die *Rasse*, teils durch die *Art des Zusammenlebens* der Individuen in einer Gemeinschaft, durch die darin gewonnenen *Erfahrungen*, vor allem durch die mythischen und religiösen *Anschauungen* ist ein bestimmtes soziales Verhalten bedingt, welches, unzähligemal wiederholt, in Fleisch und Blut übergeht, gewohnheitsmäßig betätigt wird. Indem jedes Mitglied der

Gemeinschaft in der Regel triebartig oder frei wählend sich der durch die Tradition ererbten Regelung des Handelns unterwirft und jede Abweichung von der Regel, vom Herkommen den Widerspruch und die praktische Reaktion der Gesamtheit hervorruft, wird diese Regelung zu einer das Leben der Gesellschaft beherrschenden *Macht*, zur *Sitte*. Auf Stufen der Kultur, wo sich noch nichts von einem Rechte, von

(1) Literatur: *Wundt*, Ethik; *Spencer*, Soziologie; *Ihering*, Zweck im Recht; *Lazarus*, Zeitschrift für Völkerpsychologie; *Tylor*, Anfänge der Kultur.

137

Gesetzen, Gerichten u. dergl. findet, sind es Sitten und Gebräuche, welche, in dem einheitlichen Zusammenleben begründet, nun ihrerseits eine *Gleichartigkeit des Handelns*, feste, gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Individuen herstellen. Als Produkt des Gesamtgeistes tritt die Sitte jedem Mitgliede der Gesellschaft von vornherein als etwas *Objektives, Selbständiges, Normierendes* entgegen. Anschauungen, Instinkte, Gefühle, Bedürfnisse haben überall bestimmte Sitten und Bräuche gezeitigt, und sind diese einmal ins Leben getreten, so verlieren sich die Motive und Zwecke ihrer Entstehung immer mehr ins Dunkel des Geheimnisvollen, und man bringt ihnen zuliebe oft die größten Opfer, aus Furcht, die Mächte zu beleidigen, die als Schöpfer der Sitte betrachtet werden (gewöhnlich die vergöttlichten Ahnen oder die Götter), teilweise auch aus Ehrfurcht, Pietät vor dem Alten, Ehrwürdigen, Vertrauten, oft und oft als *nützlich Bewährten*. Viele Sitten und Gebräuche, die uns mit Recht als *barbarisch* erscheinen, beruhen ursprünglich auf einer *sozialen Zweckmäßigkeit*, wie z. B. die Sitte des Kinderaussetzens, das Aussetzen und Töten von Kranken, Schwachen, Greisen bei Naturvölkern, die auf ihren Wanderungen und Kriegszügen in den Infirmen aller Art ein Hemmnis für den Bestand und das Leben der Gesamtheit erblicken müssen. Daß solche Sitten später unnötig werden, liegt im Wesen der sozialen Evolution, in den besseren äußeren und inneren Lebensbedingungen entwickelter Gemeinschaften.

Im Begriffe der Sitte liegt das *sozial Verpflichtende*. In ihren Anhängen hat sie weit größere Bedeutung und Geltung als heutzutage bei den Kulturvölkern. Denn die Sitte enthält ursprünglich, noch ungeschieden, das, was später zum Rechte, zur Sittlichkeit und zur Sitte im engeren Sinne wird. Zur *Religion* steht die Sitte in ihrer weiteren Bedeutung in zweifacher Beziehung. Einmal ergibt sich aus dem geheimnisvollen Charakter des Ursprungs der Sitte die Verlegung desselben auf göttliche Mächte. Die Priester, die natürlichen Bewahrer der Stammestraktionen, befestigen die

138

Macht der Sitte dadurch, daß sie diese, oft selbst daran glaubend, auf göttliche Gebote und Vorschriften zurückführen. Andererseits leiten sich tatsächlich viele Sitten aus dem religiösen Kultus ab, wie sie auch mit den mythologischen

Vorstellungen innig zusammenhängen. Der Glaube an Geister und Dämonen zwingt zu bestimmten Vorsichtsmaßregeln, die Ahnen, die Götter wollen versöhnt, geehrt, beschenkt werden, Geburt, Hochzeit, Leichenbestattung müssen durch allerhand Zeremonien vor dem Walten böser Geister geschützt werden, oder die Götter verlangen ihren Anteil an allen Gütern, die von den Menschen gewonnen werden. Durch ein Vergessen der ursprünglichen Motive oder durch „Motivverschiebungen“, wobei an die Stelle früherer *neue Beweggründe* des Handelns treten, weil man irgend eine Erklärung des gewohnheitsmäßig Betriebenen braucht und dieses auf alle Weise vor sich selbst rechtfertigen will, um es zu bewahren, oder auch durch Aufnahme von *Neben- und Folgewirkungen* der ursprünglichen Zwecke in den Willen erfolgt eine *Differenzierung* der Sitte, bis diese schließlich zum ganz mechanisierten, jeder bewußter Bedeutung und oft auch jeden Sinnes und Zweckes ermangelnden, zuweilen auch ganz unsinnigen und schädlichen Brauche herabsinkt (1). Nützliche Sitten können auf diese Weise zu *Unsitten* werden, aber schon die Gedankenlosigkeit und das Mechanische so vieler Bräuche kann, wenn diese als Surrogat für persönlich empfundene Handlungen auftreten, schaden.

Sitten und Gebräuche wie der Leichenschmaus, das Werfen von Erde auf das Grab des Verstorbenen, das Grüßen (aus

(1) Vergleiche *Ihering*, Zweck im Rechte II. S. 247ff.; *Wundt*, Ethik I. Abschnitt C.3. Er unterscheidet *individuelle und soziale* Normen der Sitte. Erstere pflegen in den Anfängen der Sitte an die Entwicklung des Mythos gebunden zu sein. Letztere führen auf den „Zwang der Lebensbedingungen“ zurück, auf „Gebote praktischer Zweckmäßigkeit“ (Grundriß der Psychologie 5. S. 372f.). Wie mythisch-religiöse durch sittlich-soziale Zwecke ersetzt werden, so treten zu den Zweckmotiven wiederum im Verlaufe der Entwicklung religiöse Motive hinzu. „Die zuerst unter der Nötigung bestimmter Lebenstribe entstandenen Normen werden nun als Gebote der Götter aufgefaßt oder mindestens mit einem sie heiligenden Kultus umgeben“ (a. a. O. S. 375).

139

Gebetszeremonien), Brüderschaftstrinken, die Beschneidung und andere Verstümmelungen, das Springen übers Johannesfeuer u. dergl. weisen deutlich auf ihren religiösen Ursprung hin. Andere Sitten und Gebräuche erklären sich aus den durch *Rangunterschiede* bedingten Achtungs- und Ehrfurchtsbezeugungen, Versöhnungs-, Bitt- und Dankhandlungen, sei es nun, daß diese durch die Mächtigen erzwungen, oder sei es, daß sie aus natürlichen Impulsen sowie aus der Berechnung des Handelnden entsprungen sind. Die Sitte des Sichverbeugens, des Besuchens von Vorgesetzten, aber auch von Gleichstehenden, der Höflichkeitsausdrücke (Erhöhung des anderen, Erniedrigung des eigenen Ichs), des Geschenkegebens, der Freudebezeugung beim Anblicke von Leuten, die einem durchaus nicht sympathisch zu sein brauchen, und eine große Reihe anderer Sitten (vergleiche H. *Spencer*, Principles of Sociology Bd. III Teil IV § 343 ff.; *Ihering*, Zweck im Recht Bd. II S. 279, gibt eine treffliche „Systematik der Sitte“) waren einst ernst gemeint, von praktischen Folgen begleitet und bewußten Zwecken dienend. Sie erklären sich also aus den durch bestimmte politische, Standes-, Klassen- und andere soziale Verhältnisse begründeten Aktionen und Reaktionen,

die infolge der *Zähigkeit der Übung und Gewohnheit* sich auch dann noch erhalten, wenn die ur-sprünglichen Motive und Zwecke weggefallen sind. (Etwas Wahres ist an der Bemerkung des Dichters *Auerbach*: „Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, sondern eine verhärtete Form derselben ist die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden ist, verzeiht sie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte“, *Barfüßele, Dorfgeschichten* Bd. VI 1884 S. 204f.). Sie büßen dabei allerdings ihre frühere zwingende Gewalt ein, beeinflussen aber gleichwohl in der Weise das Handeln der Individuen, daß diese aus dem Bestreben, auf dem sozialen Niveau ihrer Gruppe zu bleiben und als vollwertiges Mitglied derselben zu gelten, nicht nur sich den Bräuchen anbequemen, sondern auch ihre Kinder zur Beobachtung derselben erziehen, wodurch der Brauch, die Sitte

140

immer wieder „vernaturlicht“ wird. Nicht bloß Völker und Nationen, auch Stände, Klassen, Berufe innerhalb einer Gesamtheit haben ihre *besonderen* Sitten und Bräuche, die sie als das gattungsmäßig Erworbene, sie *Charakterisierende, Auszeichnende, Privilegierende* hochhalten. Da Adel und Bauernstand zu den *konservativsten* Gruppen der Gesellschaft gehören, so ist es begreiflich, daß diese beiden Stände am zähesten an Brauch und Sitte festhalten. Der Mittelstand ist (wie Simmel richtig bemerkt) der „Stand der Variabilität“. Denn vielfach sind Bräuche nichts als *Erinnerungen* an rühmliche Taten, Rechte und Freiheiten einer sozialen Gruppe, an denkwürdige Ereignisse im Leben des Volkes (so weisen z. B. die Bräuche beim jüdischen Passahfeste deutlich auf den (angeblichen) Auszug der Israeliten aus Ägypten, aus deren Befreiung vom Sklavenjoch hin), des Standes. Sitten, die einen solchen Ursprung haben, sind besonders geeignet, als sozialisierende und konservierende Faktoren zu dienen. In dem Maße aber, als die Sitte eines Volkes einen inneren Zusammenhang zwischen den Mitgliedern desselben stiftet, als sie jedem als das Vertraute, Natürliche, Seinsollende erscheint, ruft sie *Gegensätze* zwischen *verschiedenen* Völkern hervor, weil die Sitten und Bräuche des einen von dem andern nicht verstanden, falsch beurteilt, überhaupt als etwas Fremdes, Unheimliches, Unangenehmes empfunden werden (Beurteilung christlicher Bräuche seitens der Römer, jüdischer Kultsitten bei Christen des Mittelalters und der Gegenwart, Glaube an „Ritualmord“). Die Verschiedenheit der Rassen und Völker bedingt verschiedene Sitten, und die Verschiedenheit derselben trennt die Völker, sondert die Gruppen (Bauern, Bürger, Adel etc.).

Einen Teil der Sitten und Gebräuche bilden auch die *Trachten*. Sie sind gleichsam die Verkörperungen der Eigentümlichkeiten, die ein Volk, ein Stand, ein Beruf besitzt. Vielfach bringen sie diese Eigentümlichkeiten zum Ausdruck, geben Zeugnis nicht bloß von den ästhetischen Anschauungen, sondern auch von Gefühlen der Macht, Hoheit,

141

des Stolzes, dem Streben, zu imponieren, prächtig und reich zu erscheinen, sexuell zu gefallen, kurz sich als das darzustellen, was man teils ist, teils sein möchte. Die Tracht soll den *Unterschied* einer sozialen Gruppe von anderen sofort erkennen lassen, damit jedem Vertreter eines Standes alle die Ehren und Behandlungsweisen zu teil werden, die ihm gebühren. Darum achten nicht bloß diejenigen, die eine Tracht tragen, so lange als möglich auf deren Bewahrung, sondern es sind auch die oberen Klassen und Stände, welche den unteren lange Zeit den Gebrauch ihnen nicht angemessener Trachten verbieten. Es sollen keine Verwechslungen des Ranges vorkommen, jeder soll als das erscheinen, was er in sozialer Beziehung ist. Daher, und auch um dem Außenstehenden die Würde des Standes *ad oculos* zu demonstrieren, die Wahl einer besonderen *Amtstracht* (Perücken, Roben, Baretts von Richtern, Anwälten etc., besonders in England), einer militärischen und Beamtenuniform. In dem Maße, als die Standesgegensätze sich verwischen, erfährt daher auch die Tracht eine *Nivellierung*. Dies ist von nicht geringer Bedeutung. Denn verschiedene Tracht sondert die Gruppen der Gesellschaft voneinander, einigt andererseits die Mitglieder einer Gruppe, indem das Tragen gleicher Trachten, die *Uniformität* derselben, das Bewußtsein der sozialen Stellung und das Standesgefühl erhöht; man fühlt und gibt sich unwillkürlich anders in einem Fracke als in einem Arbeitskittel, anders in „Zivil“ als in Uniform. Die Änderung der Trachten ist bedingt durch die Differenzierung der sozialen Verhältnisse und der in diesen ausgebildeten Gefühle und Anschauungen; man vergleiche das 17. mit dem 18. und dieses mit dem 19. Jahrhundert. Zweifellos wirkt aber die veränderte Tracht auf das Fühlen und Denken zurück. Das Sprichwort „Kleider machen Leute“ hat einen guten soziologischen Sinn.

Wie die Tracht, so dient auch der Schmuck vielfach als Stammes-, Standes-, Klassenabzeichen, er wird zum Symbol und Ausdruck des Ranges, Verdienstes, Reichtums.

142

Titulaturen und Orden haben gleichfalls den Zweck, die soziale Stellung eines Individuums entsprechend zu markieren, sie als ausgezeichnet, „distinguiert“, privilegiert erscheinen zu lassen. Daher die oft lächerliche Titel- und Ordenssucht, die eifersüchtige Wahrung der gebührenden Anredeform und dergleichen.

Während die Sitte eine in sozialen Bedürfnissen begründete feste Regelung der Lebensweise bedeutet, die einzuhalten eine Verpflichtung besteht, ist die *Mode* die jeweilig herrschende, vergängliche und flüchtige, in beständiger Umwandlung begriffene Art der Kleidung, der Formen des Betragens etc., die von den „tonangebenden“ Klassen angenommen und später von den tieferstehenden nachgeahmt wird. Die Mode nimmt ihren Weg immer von *oben nach unten*. Entsteht sie doch aus dem Bestreben der oberen Klassen, sich von den mittleren und unteren schon äußerlich möglichst zu unterscheiden, um sich als etwas Besonderes, Höheres recht fühlen zu können. Zwar gibt es keinen „Zwang“ für die einzelnen Mitglieder dieser Klassen, ihr Verhalten nach der Mode zu regeln, aber

das Standes- und Klassengefühl, der Wunsch, als würdiger Repräsentant der Gruppe zu erscheinen, das Streben, nicht in tiefere soziale Schichten herabzusinken, wenn der Unterschied zwischen ihrem und dem Verhalten der Klassengenossen zu beträchtlich würde, diktiert ihnen das Einhalten der Mode. Haben die oberen Klassen den Willen, sich von den anderen abzuheben, so herrscht in den mittleren zunächst der Wunsch, es jenen gleich zu tun, um sich ihnen möglichst anzugleichen und dadurch teils wieder den unteren Klassen zu imponieren, teils das Gefühl der Differenz von den Vornehmen zu mildern. Wenn schließlich auch die niederen Schichten der Bevölkerung aus Eitelkeit, Ehrgeiz, Sucht nach dem „Feinen“ die Mode angenommen haben, dann ist auch schon eine neue Mode da. Die beständige Ausgleicheung in der Mode nötigt die oberen Klassen immer wieder zum Wechsel der Mode, deren *Neuheit* allein den Gegensatz zwischen ihnen und den mittleren herstellt. Je rascher sich eine Mode verbreitet, je geringer

143

der wirtschaftliche Abstand einer Klasse von der anderen ist, je größer die Nachahmungssucht ist, desto wilder wird die Hetzjagd nach der Mode, weil es sich darum handelt, immer einen Vorsprung vor den tieferstehenden Klassen zu behalten.

Die Mode genügt, wie *Simmel* bemerkt, „einerseits dem Bedürfnis nach sozialer Anlehnung, insofern sie Nachahmung ist; sie führt den einzelnen auf der Bahn, die alle gehen; andererseits aber befriedigt sie auch das Unterschiedsbedürfnis, die Tendenz auf Differenzierung, Abwechslung, Sichabheben“. Die Mode ist „eine besondere unter jenen Lebensformen, durch die man ein Kompromiß zwischen der Tendenz nach sozialer Egalisierung und der nach individuellen Unterschiedsreizen herzustellen suchte“. Sie ist „der eigentliche Tummelplatz für Individuen, welche innerlich und inhaltlich unselbständig, anlehnungsbedürftig sind, deren Selbstgefühl aber doch einer gewissen Auszeichnung, Aufmerksamkeit, Besonderung bedarf. Sie erhebt eben auch den Unbedeutenden dadurch, daß sie ihn zum Repräsentanten einer Gesamtheit macht, er fühlt sich von einem Gesamtgeist getragen“ (Zur Psychologie der Mode, „DieZeit“ Wien, V. Band Nr. 54 S. 23). Vielfach entsteht die Mode dadurch, daß angesehene Persönlichkeiten Eigenschaften besitzen oder ein bestimmtes Verhalten annehmen, und daß die Bewunderung dieser Persönlichkeiten oder auch das Streben, ihnen ähnlich zu erscheinen, zur Nachahmung dieses Verhaltens führt. Zuweilen sind es Mängel, die eine hochstehende Persönlichkeit besitzt, und die dann aus einer Art Loyalität kopiert werden. Man denke an die Verstümmelung der Füße bei den Chinesinnen oder an die Krinoline, zu deren Tragen einst der gesegnete Zustand der Exkaiserin Eugenie den Anlaß gegeben. Daraus, daß die Mode so oft auf *zufälligen* Momenten beruht, erklärt sich das Unästhetische, Unschöne, das ihr häufig anhaftet. Heutzutage wird die Mode vielfach vom Fabrikanten „gemacht“, doch nicht ganz willkürlich, sondern in Rücksicht auf das Streben nach Kontrast, Gegensatz, Wechsel, das im gesamten sozialen Leben wirksam

144

ist. Die Tyrannei der Mode veranlaßt Individuen, für die das betreffende Betragen, die betreffende Kleidung etc. nicht paßt, dem eigenen Geschmacke zu entsagen und dann schließlich etwas „schön“ zu finden, nur weil es Mode ist. Daß ältere Moden meist in so hohem Grade mißfallen, beruht zum Teil darauf, daß nun das Unschöne derselben unbefangen gesehen wird, teilweise aber auch auf der bloßen Tatsache der Un- modernität, des „Abgetanen“, überall schon Eingedrungenen und wieder Abgelegten. Das schließt nicht aus, daß Moden früherer Zeiten, besonders wenn sie zu dem Charakter der Gegenwart passend erscheinen, in modifizierter Form wieder auftauchen können. In diesem Sinne kann man von einem *Kreislauf* der Mode sprechen, der manche Ähnlichkeit mit dem Wiederkommen politischer, religiöser, wirtschaftlicher, ästhetischer Strömungen und Tendenzen aufweist.

Wenn auch Etikett- und Anstandsregeln, Umgangsformen, Manieren, Zeremonien und dergleichen teilweise ihre ursprüngliche soziale Bedeutung, ihren praktischen Wert verloren haben, vielfach zu „konventionellen Lügen“ herabgesunken sind, so sind sie doch nicht ohne jeden sozialen Zweck. Nicht umsonst spricht man von einem ungeschliffenen Benehmen im Gegensatz zum manierlichen, zur „Lebensart“ (*savoir vivre*), zum „guten Tone“. Die gegenseitige *Rücksichtnahme*, das Vermeiden von Handlungen, die „Anstoß“ erregen, in anderen Unlust, Abscheu, Ekel erwecken können, das Vermeiden „unanständiger“, den kulturellen Forderungen des Zeit-, Volks-, Gruppengeistes widersprechender Handlungen bewirkt vielfach, durch Zwang und Gewohnheit, eine Disziplin und Selbstzucht, die nicht ohne wohltätigen Einfluß auf die Sittlichkeit bleibt. „Gute Sitten“ können zur Schule der Soziabilität und des Altruismus werden, wie sie auch die soziale Stellung der Individuen erhöhen. Zwar braucht die Etikette nicht so auszuarten wie etwa in China, auch braucht sie nicht so frostig zu werden wie in England oder so süßlich wie im 18. Jahrhundert, aber die „Maße“ (Mäßigung) im Tun und Reden, die Höflichkeit, das

145

„Gentlemanlike“ kann für die Innigkeit des sozialen Zusammenlebens nur förderlich sein, wenn der „*bon ton*“ nicht zum Tyrann wird, wenn ihm nicht höhere Interessen geopfert werden.